



1925-08-08

Gedanken über die Psychologie hinter dem Affenprozeß

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250808&seite=11&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Gedanken über die Psychologie hinter dem Affenprozeß" (1925). *Essays*. 130.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/130

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Gedanken über die Psychologie hinter dem Affenprozeß.

Von **Ann Tizia Leitich**.

Was Scopes bekommen habe, fragte man mich neulich. Ich wußte es nicht. Ich habe seit einigen Tagen keine Zeitungen gelesen, weder amerikanische noch europäische. Es ist auch unwesentlich, was er „bekommen“ hat. Der Form ist Genüge geschehen, er ist bestraft worden. Abgesehen davon ist er ein gemachter Mann. Er ist mit einem Schlag berühmt geworden — dies würde ihm nicht viel nützen; doch er ist über Nacht in Amerika populär geworden, und dies gibt ihm Garantien für seine nächste Zukunft. Denn Amerika liebt seine Helden, was immer sie vollbracht haben. Scopes muß sich jetzt bloß entscheiden, womit er sein Haus, sein Auto und seinen Bank-Account verdienen will: Ob er in den *movies* (im Kino) auftreten, als Automobilagent, als Amulettverkäufer oder als „*Bootlegger*“ (Alkoholschmuggler) sich etablieren will. Erfolg ist ihm überall gewiß; er wird wie ein Potentat empfangen werden. Dayton Tennessee schuldet ihm ein Monument: jetzt wird durch ihn auf der Landkarte eine Stadt vermerkt, wo früher nur ein Punkt war.

Immerhin scheint es fast ausgeschlossen, daß Scopes ein Scharlatan ist. Er ist vielmehr ein Idealist vom Schlage Martin Arrowsmiths in Sinclair Lewis' letztem, gleichnamigen Roman; aber gescheiter als der kleine Doktor, der für alles, was nicht seine Bazillen betrifft, keine Sinne besitzt. Es scheint mir daher gar nicht ausgeschlossen, daß Scopes die Sache mit Absicht vom Zaun gebrochen, daß es ihn nicht nur gelüstete, seinem viel besprochenen und oft genannten Gegner, William Jennings Bryan, einmal Aug-in-Aug gegenüberzustehen.

William Jennings *Bryan*, der inzwischen plötzlich gestorben ist und also die Früchte aus den glänzend gelungenen Grundstückspekulationen in Dayton nicht genießen kann (seine Feinde wenigstens sagen ihm nach, er hätte in Dayton Grundstücke angekauft, die jetzt durch den Prozeß exorbitant gestiegen sind). William Jennings Bryan, der ewige Präsidentschaftskandidat, der silberzüngige Redner glatt geölter Sprache, ist die Inkarnation des puritanischen Konservatismus in Amerika. Seit er vor Jahren einmal in einem ähnlichen Kampf wie dem in Dayton, als der wütende Bekämpfer des Evolutionsgedankens aufgetreten ist und sich entschieden dagegen gewehrt hatte, vom Affen abstammen, wurde er das Ziel von Witzeleien in den „*Magazines*“, den Revüen der Intelligenz. Besonders *H. L. Mencken*, der durch den Glanz seiner Sprache und seiner Gedanken sowie durch seine Unerschrockenheit gewaltigen Einfluß in den intellektuellen Kreisen besitzt, hat keine Gelegenheit verabsäumt, Bryan in den Spalten seines „*American Mercury*“ oder wo immer anzugreifen. Aber nicht dadurch ward er in den Augen der Masse schließlich herabgesetzt und zur quasi lächerlichen Erscheinung gestempelt — dies bewirkte einzig und allein sein hartnäckiger Mißerfolg in seinen Bewerbungen um die Präsidentschaft und Vizepräsidentschaft. Mißerfolg ist noch unpopulärer in Amerika als anderswo. Trotzdem erschien er immer wieder als nationale Figur in den illustrierten Zeitschriften.

Immerhin gibt die Art, in der man von ihm und von seinen Bestrebungen spricht, Aufschluß über das Land, von dem viele jetzt wieder behaupten, daß es in bezug auf gewisse Fragen in mittelalterlicher Borniertheit verharre. Es ist immer wieder erstaunlich, wie viele heterogene Dinge in Amerika friedlich nebeneinander bestehen. Und es muß an dieser Stelle wieder an die Binsenwahrheit erinnert werden, daß der Osten, das heißt Newyork, in seiner moralischen Einstellung ganz verschieden ist vom Mittelwesten und Süden, also dem Gros des Lands. Der Westen wieder nähert sich den mehr europäischen Anschauungen Newyorks, das in den Augen eines großen Teiles Amerikas das

„Sündenbabel“ schlechtweg ist. Es gibt zum Beispiel ernste europäische Stücke, die Newyork volle Häuser machen und in keiner anderen Stadt Amerikas den ersten Abend überleben könnten, weil sie in Grund und Boden verlacht würden, wie dies unlängst bei Wedekinds „Erdgeist“ selbst in Newyork beinahe geschehen wäre.

Die moralischen Anschauungen der amerikanischen Mitte – der Ausdruck ist sowohl im sozialen wie im geographischen Sinne gemeint – sind ein Produkt der traditionellen Massensuggestion. Es ist erstaunlich zu sehen, wie Leute, Männer und Frauen, die sonst in Fragen des täglichen Lebens so *up-to-date*, praktisch und aufgeklärt sind, daß man unsere immer nachhinkenden Provinzler gar nicht zum Vergleich heranziehen kann, sich plötzlich, wenn man an gewisse Dinge rührt, gebärden, als wären sie lauter heimliche Jan von Leydens oder Savanarolas. Diese gewissen Dinge sind die Sexualität und die Bibel, über jene darf man nicht sprechen, über diese ist kein Zweifel erlaubt.

Der Amerikaner hat weder Sinn für erotische Feinheiten, noch für die bodenlosen Abgründe, die Schründe und Zacken des Lebens, in die hinabzuleuchten, an denen sich blutig zu reißen uns Wirklichkeit und Phantasie anlocken. Die im „Erdgeist“ angedeuteten Ausschreitungen reizten ihn höchstens zum Lachen. Er weigert sich, dem Dichter in dieses Reich zu folgen. Die Amerikaner sind ein durchaus unerotisches Volk. Wir haben kein Recht, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Wer Jünglinge und Mädchen einer amerikanischen Universität gesehen hat, alle mit freien, offenen, gesunden Gesichtern, kann sich nur darüber freuen. Und auch darüber, daß es drüben nicht wie bei uns zur mondainen Geste des jungen Mannes gehört, daß er Kraft und Zeit in möglichst vielen Boudoirs vergeudet. Vielleicht hat der Amerikaner gerade deswegen eine so unerschöpfliche, eine so strahlende Arbeitsenergie, um die man ihn immer wieder beneidet. Und die Amerikanerin ist deshalb so rührig und erfolgreich auf allen möglichen Gebieten, weil sie, nur wenig beschäftigt, wie sie ist, unruhig nach etwas sucht, um ihre Muße damit auszufüllen. Denn so sehr der amerikanische Mann sonst der Sklave der Frau ist, so entschieden widerstrebt er ihr, wenn sie sich bemühen sollte, ihn in einer Atmosphäre von überhitzter Sinnlichkeit festzuhalten. Das Kontingent der nichtstuenden Frauen ist in Amerika größer als in Europa, und so wäre die Gefahr größer.

In Amerika hat man nun das oft paradoxe Schauspiel vor sich, daß die Frauen mit unerschütterlicher Betriebsamkeit Wälle aus Quadern aufrichten, die sie dann mühsam niederzureißen sich bestreben, ohne daß sie eine Ahnung haben, daß sie das tun, und höchlichst entrüstet wären, wenn man es ihnen sagen würde. Jene Wälle sind die inkarnierte, aus Urgroßväterzeiten überlieferte Manie, das Leben zu purifizieren, indem man alles Aeußerliche wegräumt, das mit einem vagen und oft infantilen puritanischen Reinheitsideal kollidiert.

Aber siehe da! Wenn die Früchte solchen Tuns reifen und das starke Geschlecht sich mit *business* und Golf und Herren-*Luncheons* viel und mit den Damen nur so viel, als unbedingt nötig, beschäftigt, werden die weißbeflügelten Erzengel zu verkappten Jezabels. So kommt es, daß die Amerikanerin sich bemüsstigt fühlt, viel mehr Zeit und Sorgfalt als die Europäerin auf ihre Erscheinung zu verwenden – was ihr auch gelingt; nirgends sind die Announcenkolonnen vollgefüllter mit Anpreisungen von Schönheitsmitteln als in amerikanischen *Magazines* und wenn sie sich auch die ohnehin schlanke Büste keusch mit der panzerartigen „Brassiere“ umgürtet, ist ihr andererseits jede Gelegenheit recht, um im Decolleté zu erscheinen, das ihr meistens ausgezeichnet steht. In diesem Kampf gegen den von ihr selbst beschwornen Götzen „Antierotik“ hat sie zwei wirksame Helfershelfer: Foxtrott und das Auto für zwei, den *Roadster*.

Eine kleine, statistische Tatsache spricht Bände. Die Provinz Newengland, die Heimat der amerikanischen Puritaner und ihr stärkstes Bollwerk, verbraucht prozentuell das meiste *talcum powder* (Talkpuder ist Streupuder und also nicht für kosmetische, sondern für hygienische Zwecke bestimmt), während die Gesichtspuderfabrikanten dort sehr schlechte Geschäfte machen. Die Erklärung liegt auf der Hand: Die Newengland-Frau scheut sich vor dem Gesichtspuder als einem Behelf der Sünde und benützt statt dessen das als Schönheitsmittel vollständig ungeeignete *talcum powder*!

Was aber haben solche Dinge mit dem Affenprozeß von Dayton zu tun?

Sie haben sogar sehr viel damit zu tun. In jedem Zimmer eines jeden Hotels in Amerika liegt ein schwarzgebundenes Buch auf dem Nachttisch – die Bibel. Wie viele von den *Traveling Salesmen*, den Vieh- und Getreidehändlern, die einen großen Teil der Gäste bilden, darin auch wirklich lesen, weiß ich nicht. Sicher ist, daß es keinem schaden würde, darin zu lesen, denn es ist für ihn wahrscheinlich das einzige Buch, das ihm vor Augen kommt, und es ist ein herrliches Buch. Aber von dieser Seite betrachtet er es natürlich nicht. Für ihn und seinesgleichen ist es ein Fetisch, der unantastbar ist, genau so unantastbar wie das Märchen von der Reinheit der Frau. Was in den Gründungsanfängen, als die Puritaner, Gott preisend und ihm dankend, am Plymouthfelsen landeten, und späterhin, als sie unter Mühen und Entbehrungen jeder Art das Land urbar und bewohnbar machten – wobei als willkommene Helfer sich zu ihnen Abenteurer und fragwürdige Existenzen aus aller Herren Länder gesellten, jedenfalls eine Bunte, nicht leicht in Banden zu haltende Menge – was damals ein notwendiger Riegel, ein zähmender Zügel über in Freiheit und Wildnis wuchernden Leidenschaften war, das ist heute zum Anachronismus erstarrt.

Aber sie merken es nicht. Es war in der Hauptstadt eines Mittelstaates, wo man mich mit freimütiger Liebenswürdigkeit in die besten Intelligenzkreise der Stadt aufgenommen hatte, ohne andere Empfehlung, als mein vertrauenswürdiges Gesicht. Eines Abends bemerkte ich ein Zagen, ein Zögern, eine Verstimmung. Eine ältere Freundin zog mich zur Seite und erklärte: Ich hätte vom Rauchen gesprochen. Nur *gesprochen*. Frauen, die rauchen, seien lose Frauen, wahrscheinlich seien die Anschauungen in Europa anders. Dies sei keineswegs der Fall, versicherte ich ihr. Es sei nicht einmal in Newyork so. Sie gab sich mühe, mich zu verstehen. Ich füge hinzu, daß diese Frau, selbständig in einem Beruf tätig, eine gescheite, lebenserfahrene Person ist, die seit drei Monaten ein junges Mädchen beherbergte, das, der Mutterschaft entgegensehend, von einem Manne verlassen worden war.

Nun, ich gab nach, ich sprach nicht mehr vom Rauchen, bis eines Tages alles für immer aus war. Ich hatte einer jungen Dame, die deutsch las, Schnitzlers „Frau Bertha Garlan“ geborgt – möglicherweise war es auch ein Buch verwandten Inhalts. Bücher, in denen von Liebe mehr erzählt wird, als „daß sie sich liebten“ gelten hier als „schmutzig“.

Versuche, aufzuklären, nützen da nichts. Sie finden nicht hinüber, noch nicht, denn sie haben nicht die notwendige Perspektive. Dazu kommt, daß sie sich für unfehlbar halten, weil sie, pochend auf ihre unbestreitbaren Erfolge als Volk, als Land, sich als höchste Instanz fühlen. Sie, die auf anderen Gebieten so intensive streben und entwickeln, tun und denken, haben hier Angst, sich aus dem eng umgrenzten und – ihrer Ansicht nach – sicheren Hafen ihrer stereotypen Meinungen hinaus auf das Meer zu wagen, das die menschlichen Leidenschaften sind: wo es den hohlen Donner der Brandung gibt, das Zischen der Gischt über gefährlichen Tiefen, die man meistern oder in denen man umkommen kann, aber auch die königlich brausenden Wogen, die seligweite Klarheit der blaßblauen Abende. Sie wissen nichts von alledem. Leise Dämmerung aber bricht schon durch die Schriften der jungen Generation.

Indes müssen wir uns fragen: Sind sie denn bereit zur inneren Einkehr und Selbsterkenntnis? Wie heißt es in der „Wildente“, jenem Drama, in dem Greger Werles ideale Forderung so viele tragische Verhängnisse herbeiführt: „Nehmt ihr dem Menschen die Lebenslüge, so nehmt ihr ihm das Lebensglück.“

In keinem Jahr stand das Wort „sex“ so oft in amerikanischen „Magazines“ wie heuer. Wir lesen es kaltblütig, aber den Amerikaner scheint es zu verwirren. Es ist ihm fremd, ein *Noli me tangere*. Die Zeit bringt so viel spekulative Wissenschaft, Spiritualismus, Freudianismus, Darwinismus, so viel Ismen, daß die arme einfache Seele verwirrt wird und im Gefühl ihrer Großartigkeit dann zu richten und zu verdammen beginnt. Wir müssen noch froh sein, daß die dumpfe Masse – schließlich noch immer der Großteil der Menschheit, hüben wie drüben – zwar borniert ist, aber doch in ihren tapsigen Versuchen, das Leben in Gesetze zu schneiden, ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl, eine, wenn auch schief getretene, moralische Basis anstrebt. „*Where there is a will, there is a way*“, sagt ein englisches Sprichwort (Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.)

Freilich besteht begründeter Zweifel, daß ein moralisches Gewissen durch die glänzenden Wortgefechte eines H. L. Mencken entwickelt werden kann. H. L. Mencken, der neulich an dieser Stelle gewürdigt wurde, ist so durch und durch „*High-brow*“, Intellektueller, daß er, in Amerika, nur wieder für die Intellektuellen existiert. Sein Witz ist zu elegant und zu beißend, um den Weg nach unten zu finden. Ein solches Feuerwerk menschlichen Geistes hat für das infantile Gemüt zu viel Mephistophelisches. Ironie wirkt da nur dann, wenn sie von der Güte durchstrahlt ist. Ich glaube, es ist Galsworthy, der sagt, daß der große, der wirksame Schriftsteller, der eine Mission erfüllen soll, beides haben muß: *Ironie [sic] and pity*. Dieser Schriftsteller, den wir erwarten, muß Amerika kennen – vielleicht wird es Sinclair Lewis sein.

Gedanken über die Psychologie hinter dem Affenprozeß.

Von Ann Tizia Veitlich.

Was Scopes bekommen habe, fragte man mich neulich. Ich wußte es nicht. Ich habe seit einigen Tagen keine Zeitungen gelesen, weder amerikanische noch europäische. Es ist auch unwesentlich, was er „bekommen“ hat. Der Form ist Genüge geschehen, er ist bestraft worden. Abgesehen davon ist er ein gemachter Mann. Er ist mit einem Schlag berühmt geworden — dies würde ihm nicht viel nützen; doch er ist über Nacht in Amerika populär geworden, und dies gibt ihm Garantien für seine nächste Zukunft. Denn Amerika liebt seine Helden, was immer sie vollbracht haben. Scopes muß sich jetzt bloß entscheiden, womit er sein Haus, sein Auto und seinen Bank-Account verdienen will: Ob er in den movies (im Kino) auftreten, als Automobilagent, als Amulettverkäufer oder als „Bootlegger“ (Alkoholschmuggler) sich etablieren will. Erfolg ist ihm überall gewiß; er wird wie ein Potentat empfangen werden. Dayton Tennessee schuldet ihm ein Monument: jetzt wird durch ihn auf der Landkarte eine Stadt vermerkt, wo früher nur ein Punkt war.

Immerhin scheint es fast ausgeschlossen, daß Scopes ein Scharlatan ist. Er ist vielmehr ein Idealist vom Schlage Martin Arrowsmiths in Sinclair Lewis' letztem, gleichnamigen Roman; aber gescheiter als der kleine Doktor, der für alles, was nicht seine Bazillen betrifft, keine Sinne besitzt. Es scheint mir daher gar nicht ausgeschlossen, daß Scopes die Sache mit Absicht vom Zaun gebrochen, daß es ihn nicht nur gelüstete, seinem viel besprochenen und oft genannten Gegner, William Jennings Bryan, einmal Aug-in-Aug gegenüberzustehen.

William Jennings Bryan, der inzwischen plötzlich gestorben ist und also die Früchte aus den glänzend gelungenen Grundstücksspekulationen in Dayton nicht genießen kann (seine Feinde wenigstens sagen ihm nach, er hätte in Dayton Grundstücke angekauft, die jetzt durch den Prozeß exorbitant gestiegen sind). William Jennings Bryan, der ewige Präsidentschaftskandidat, der silberzüngige Redner glatt geölter Sprache, ist die Inkarnation des puritanischen Konservatismus in Amerika. Seit er vor Jahren einmal in einem ähnlichen Kampf wie dem in Dayton, als der wütende Bekämpfer des Evolutionsgedankens aufgetreten ist und sich entschieden dagegen gewehrt hatte, vom Affen abstammen, wurde er das Ziel von Witzeleien in den „Magazines“, den Revuen der Intelligenz. Besonders H. L. Mencken, der durch den Glanz seiner Sprache und seiner Gedanken sowie durch seine Unerblichkeit gewaltigen Einfluß in den intellektuellen Kreisen besitzt, hat keine Gelegenheit verabsäumt, Bryan in den Spalten seines „American Mercury“ oder wo immer anzugreifen. Aber nicht dadurch ward er in den Augen der Masse schließlich herabgesetzt und zur quasi lächerlichen Erscheinung gestempelt — dies bewirkte einzig und allein sein hartnäckiger Mißerfolg in seinen Bewerbungen um die Präsidentschaft und Vizepräsidentschaft. Mißerfolg ist noch unpopulärer in Amerika als anderswo. Trotzdem erschien er immer wieder als nationale Figur in den illustrierten Zeitschriften.

Immerhin gibt die Art, in der man von ihm und von seinen Bestrebungen spricht, Aufschluß über das Land, von dem viele jetzt wieder behaupten, daß es in bezug auf gewisse Fragen in mittelalterlicher Borniertheit verharre. Es ist immer wieder erstaunlich, wie viele heterogene Dinge in Amerika friedlich nebeneinander bestehen. Und es muß an dieser Stelle wieder an die Binsenwahrheit erinnert werden, daß der Osten, das heißt Newyork, in seiner moralischen Einstellung ganz verschieden ist vom Mittelwesten und Süden, also dem Gros des Landes. Der Westen wieder nähert sich den mehr europäisierten Anschauungen Newyorks, das in den Augen eines großen Teiles Amerikas das „Sündenbabel“ schlechtweg ist. Es gibt zum Beispiel ernste europäische Stücke, die in Newyork volle Häuser machen und in keiner anderen Stadt Amerikas den ersten Abend überleben könnten, weil sie in Grund und Boden verlacht würden, wie dies unlängst bei Wedekinds „Erdgeist“ selbst in Newyork beinahe geschehen wäre.

Die moralischen Anschauungen der amerikanischen Mitte — der Ausdruck ist sowohl im sozialen wie im geographischen Sinne gemeint — sind ein Produkt der traditionellen Massensuggestion. Es ist erstaunlich zu sehen, wie Leute, Männer und Frauen, die sonst in Fragen des täglichen Lebens so up-to-date, praktisch und aufgeklärt sind, daß man unsere immer nachhinkenden Provinzler gar nicht zum Vergleich heranziehen kann, sich plötzlich, wenn man an gewisse Dinge rührt, gebärden, als wären sie lauter heimliche Jan von Leydens oder Savanarolas. Diese gewissen Dinge sind die Sexualität und die Bibel. Ueber jene darf man nicht sprechen, über diese ist kein Zweifel erlaubt.

Der Amerikaner hat weder Sinn für erotische Feinheiten, noch für die bodenlosen Abgründe, die Schründe und Rachen des Lebens, in die hinabzuleuchten, an denen sich blutig zu reißen uns Wirklichkeit und Phantasie anlocken. Die im „Erdgeist“ angedeuteten Ausschreitungen reizten ihn höchstens zum Lachen. Er weigert sich, dem Dichter in dieses Reich zu folgen. Die Amerikaner sind ein durchaus unerotisches Volk. Wir haben kein Recht, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Wer Jünglinge und Mädchen einer

amerikanischen Universität gesehen hat, alle mit freien, offenen, gesunden Gesichtern, kann sich nur darüber freuen. Und auch darüber, daß es drüben nicht wie bei uns zur mondainen Geste des jungen Mannes gehört, daß er Kraft und Zeit in möglichst vielen Boudoirs vergeudet. Vielleicht hat der Amerikaner gerade deswegen eine so unerschöpfliche, eine so strahlende Arbeitsenergie, um die man ihn immer wieder beneidet. Und die Amerikanerin ist deshalb so rührig und erfolgreich auf allen möglichen Gebieten, weil sie, nur wenig beschäftigt, wie sie ist, unruhig nach etwas sucht, um ihre Muße damit auszufüllen. Denn so sehr der amerikanische Mann sonst der Sklave der Frau ist, so entschieden widerstrebt er ihr, wenn sie sich bemühen sollte, ihn in einer Atmosphäre von überhitzter Sinnlichkeit festzuhalten. Das Kontingent der nichtstuhenden Frauen ist in Amerika größer als in Europa, und so wäre die Gefahr größer.

In Amerika hat man nun das oft paradoxe Schauspiel vor sich, daß die Frauen mit unerschütterlicher Betriebsamkeit Wälle aus Quadern aufrichten, die sie dann mühsam niederzureißen sich bestreben, ohne daß sie eine Ahnung haben, daß sie das tun, und höchlichst enttäuscht wären, wenn man es ihnen sagen würde. Jene Wälle sind die inkarnierte, aus Urgroßväterzeiten überlieferte Manie, das Leben zu purifizieren, indem man alles Außerliche wegräumt, das mit einem vagen und oft infantilen puritanischen Reinheitsideal kollidiert.

Aber siehe da! Wenn die Früchte solchen Tuns reifen und das starke Geschlecht sich mit business und Golf und Herren-Luncheons viel und mit den Damen nur so viel, als unbedingt nötig, beschäftigt, werden die weißbesügelten Erzengel zu verkappten Jezebels. So kommt es, daß die Amerikanerin sich bemüßigt fühlt, viel mehr Zeit und Sorgfalt als die Europäerin auf ihre Erscheinung zu verwenden — was ihr auch gelingt; nirgends sind die Annoncenkolonnen vollgefüllter mit Anpreisungen von Schönheitsmitteln als in amerikanischen Magazines und wenn sie sich auch die ohnehin schlanke Büste keusch mit der panzerartigen „Brassiere“ umgürtet, ist ihr andererseits jede Gelegenheit recht, um im Decolleté zu erscheinen, das ihr meistens ausgezeichnet steht. Zu diesem Kampf gegen den von ihr selbst beschwornen Gözen „Antierotik“ hat sie zwei wirksame Helfershelfer: Forttrott und das Auto für zwei, den Roadster.

Eine kleine, statistische Tatsache spricht Bände. Die Provinz Newengland, die Heimat der amerikanischen Puritaner und ihr stärkstes Bollwerk, verbraucht prozentuell das meiste talcum powder (Talkpuder ist Streupuder und also nicht für kosmetische, sondern für hygienische Zwecke bestimmt), während die Gesichtspudersfabrikanten dort sehr schlechte Geschäfte machen. Die Erklärung liegt auf der Hand: Die Newengland-Frau scheut sich vor dem Gesichtspuder als einem Behelf der Sünde und benützt statt dessen das als Schönheitsmittel vollständig ungeeignete talcum powder!

Was aber haben solche Dinge mit dem Affenprozeß von Danlon zu tun?

Sie haben sogar sehr viel damit zu tun. In jedem Zimmer eines jeden Hotels in Amerika liegt ein schwarzgebundenes Buch auf dem Nachttisch — die Bibel. Wie viele von den Traveling Salesmen, den Vieh- und Getreidehändlern, die einen großen Teil der Gäste bilden, darin auch wirklich lesen, weiß ich nicht. Sicher ist, daß es keinem schaden würde, darin zu lesen, denn es ist für ihn wahrscheinlich das einzige Buch, das ihm vor Augen kommt, und es ist ein herrliches Buch. Aber von dieser Seite betrachtet er es natürlich nicht. Für ihn und seinesgleichen ist es ein Fetisch, der unantastbar ist, genau so unantastbar wie das Märchen von der Keinheit der Frau. Was in den Gründungsanfängen, als die Puritaner, Gott preisend und ihm dankend, am Plymouthfelsen landeten, und späterhin, als sie unter Mühen und Entbehrungen jeder Art das Land urbar und bewohnbar machten — wobei als willkommene Helfer sich zu ihnen Abenteurer und fragwürdige Existenzen aus aller Herren Länder gesellten, jedenfalls eine bunte, nicht leicht in Banden zu haltende Menge — was damals ein notwendiger Kiegel, ein zähmender Bügel über in Freiheit und Wildnis wuchernden Leidenschaften war, das ist heute zum Anachronismus erstarrt.

Aber sie merken es nicht. Es war in der Hauptstadt eines Mittelstaates, wo man mich mit freimütiger Liebenswürdigkeit in die besten Intelligenzkreise der Stadt aufgenommen hatte, ohne andere Empfehlung, als mein vertrauenswürdiges Gesicht. Eines Abends bemerkte ich ein Zagen, ein Zögern, eine Verstimmung. Eine ältere Freundin zog mich zur Seite und erklärte: Ich hätte vom Rauchen gesprochen. Nur gesprochen. Frauen, die rauchen, seien lose Frauen, wahrscheinlich seien die Anschauungen in Europa anders. Dies sei keineswegs der Fall, versicherte ich ihr. Es sei nicht einmal in Ravhorka so. Sie gab sich Mühe, mich zu verstehen. Ich füge hinzu, daß diese Frau, selbständig in einem Beruf tätig, eine geschickte, lebenserfahrene Person ist, die seit drei Monaten ein junges Mädchen beherbergte, das, der Mutterschaft entgegensehend, von einem Manne verlassen worden war.

Nun, ich gab nach, ich sprach nicht mehr vom Rauchen, bis eines Tages alles und für immer aus war. Ich hatte einer jungen Dame, die deutsch las, Schnitzlers „Frau Bertha Garlan“ geborgt — möglicherweise war es auch ein Buch verwandten Inhalts. Bücher, in denen von Liebe mehr erzählt wird, als „daß sie sich liebten“, gelten hier als „schmutzig“.

Versuche, aufzuklären, nützen da nichts. Sie finden nicht hinüber, noch nicht, denn sie haben nicht die notwendige Perspektive. Dazu kommt, daß sie sich für unfehlbar halten, weil sie, pochend auf ihre unbestreitbaren Erfolge als Volk,

als Land, sich als höchste Instanz fühlen. Sie, die auf anderen Gebieten so intensiv streben und entwickeln, tun und denken, haben hier Angst, sich aus dem eng umgrenzten und — ihrer Ansicht nach — sicheren Hafen ihrer stereotypen Meinungen hinaus auf das Meer zu wagen, das die menschlichen Leidenschaften sind: wo es den hohlen Donner der Brandung gibt, das Zischen der Gischt über gefährlichen Tiefen, die man meistern oder in denen man umkommen kann, aber auch die königlich brausenden Wogen, die seligweite Klarheit der blaß-blauen Abende. Sie wissen nichts von alledem. Verse Dämmerung aber bricht schon durch die Schriften der jungen Generation.

Indes müssen wir uns fragen: Sind sie denn bereit zur inneren Einkehr und Selbsterkenntnis? Wie heißt es in der „Wildente“, jenem Drama, in dem Greger Werles ideale Forderung so viele tragische Verhängnisse herbeiführt: „Nehmt ihr dem Menschen die Lebenslüge, so nehmt ihr ihm das Lebensglück.“

In keinem Jahr stand das Wort „sex“ so oft in amerikanischen „Magazines“ wie heuer. Wir lesen es kaltblütig, aber den Amerikaner scheint es zu verwirren. Es ist ihm fremd, ein Noli me tangere. Die Zeit bringt so viel spekulative Wissenschaft, Spiritualismus, Freudianismus, Darwinismus, so viel Ismen, daß die arme einfache Seele verwirrt wird und im Gefühl ihrer Großartigkeit dann zu richten und zu verdammen beginnt. Wir müssen noch froh sein, daß die dumpfe Masse — schließlich noch immer der Großteil der Menschheit, hüben wie drüben — zwar borniert ist, aber doch in ihren tapstigen Versuchen, das Leben in Geseze zu schmieden, ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl, eine, wenn auch schief getretene, moralische Basis anstrebt. „Where there is a will, there is a way“, sagt ein englisches Sprichwort. (Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.)

Freilich besteht begründeter Zweifel, daß ein moralisches Gewissen durch die glänzenden Wortgefechte eines H. L. Mencken entwickelt werden kann. H. L. Mencken, der neulich an dieser Stelle gewürdigt wurde, ist so durch und durch „High-brow“, Intellektueller, daß er, in Amerika, nur wieder für die Intellektuellen existiert. Sein Wig ist zu elegant und zu beißend, um den Weg nach unten zu finden. Ein solches Feuerwerk menschlichen Geistes hat für das infantile Gemüt zu viel Mephistophelisches. Ironie wirkt da nur dann, wenn sie von der Güte durchstrahlt ist. Ich glaube, es ist Galsworthy, der sagt, daß der große, der wirksame Schriftsteller, der eine Mission erfüllen soll, beides haben muß: Ironie and pity. Dieser Schriftsteller, den wir erwarten, muß Amerika kennen — vielleicht wird es Sinclair Lewis sein.